

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Sie sah ihm mit schimmernden Augen nach, wie einem, der jetzt ihr Herr war und vor dem es keine Rettung gab, weil er die Rettung selber war. —

Auf der Straße unten wandte sich Reizner noch einmal nach dem Hause um. Es war in dem prächtigen Stil erbaut, der den meisten Häusern dieser Gegend eigen war. Er dachte: es ist mein Haus! Und er setzte seinen Weg in dem Gefühle fort, eine neue Heimat zu haben, in der er, wenn sie seiner alten auch nur wenig glich, doch am sichersten zu jenem Ziel gelangen würde, das er erstrebte.

Er schlenderte gemächlich die Straßen entlang, die voll eleganten Lebens waren. Alles, was er sah, war ihm in einem gewissen Sinne neu, denn es war anders, als er es in Hamburg gesehen hatte. Oder lag das nur daran, daß er hier in der Fremde war, einer Fremde, die, bedünkte ihn, fast weiter lag als ferne, fremde Länder? Niemand kannte ihn hier, niemand kannte auch er. Das ist ein Zustand, dachte er, auf dem ich neu aufbauen kann. Oh, er war zufrieden!

Er begab sich in das Hotel zurück, ließ sich das Abendbrot auf seinem Zimmer servieren und hatte dann das Bedürfnis nach einer leichten Zerstreuung. So fuhr er in den Wintergarten.

Das Leichte dieser abwechslungsreichen Kunst sagte ihm sehr zu. Es beruhigte. Auch die halbschweren Akrobatenstücke regten nicht auf, weil sie mit jener fabelhaften Sicherheit dargeboten wurden, die er sich zum Beispiel für die Stetigkeit und Festigkeit seines künftigen Lebensweges nahm, wie er auch in dem lässig-graziösen Lächeln der Tänzerinnen die Art erkannte, auf die er künftig das Weib zu genießen dachte: in einem spielerischen Rippen der nicht ins Tiefe und Aufregende gehenden Freuden, die sie boten.

Nach Mitternacht suchte er eine Bar auf, verließ sie aber bald wieder, da ihm die Zerstreuungen, die sie bot, schon nicht mehr genügten. Eine pridelnde Ungebuld war in ihm, die die künftigen Tage gleichsam vorwegnahm, jene, die ihn durch eine rastlose Tätigkeit in die Höhe bringen sollten. Er dürstete nach Arbeit.

Er ging die Friedrichstraße hinunter.

In ihrem heißen Gewühl verlor sich allmählich seine Ungebuld und machte einem stummen Staunen Platz. Männer und Frauen geisterien wie Schatten dahin, krankhaft bleich und gelb von dem grellen Licht der Bogenlampen, in den gewaltigen zum Genuß aufgeweihten Gesichtern einen starren Zug von Abgelebtheit.

Die wogenden Federhüte der geschminkten Mädchen wirkten auf ihn wie eine rauschende Mahnung des Todes, so daß er bei diesem Anblick erschauerte. Und er gedachte im Gegensatz dazu der jungen Frau, die sich ihm heute voll demütigen Sichfügens dargeboten hatte, und des pompösen

Hauses im Westen, das diesen geisternden Schatten einer todbringenden Liebe verschlossen war.

Wieder packte ihn eine süß-bange Sehnsucht, die gleiche wie an jenem Hamburger Abend, da er das junge Paar, an einen Gartensaun gedrückt, gesehen hatte. . . .

Er bog schnell in eine Nebenstraße ein, erblickte eine Droschke, stieg ein und sagte: „In das Hotel Atlantik!“

Am nächsten Morgen stellte sich pünktlich Ehrhard Gutzeit in dem Hotel ein, ein untersehter, fetter Mann in dem bescheidenen Anzuge eines kleinen Bürgers.

Er ließ sich bei Reizner melden, doch wurde ihm bedeutet, daß er zu warten habe, bis der Herr in Nummer zwei- undzwanzig gerufen werde. Nach einer halben Stunde ließ Reizner ihn in sein Zimmer bitten.

Gutzeit machte einen mitteleuropäischen Eindruck. Sorgen und Enttäuschungen mochten seine Haare gebleicht haben. Seine Bewegungen waren schon und nüchtern, und seine Stimme drückte jene Erschöpfung aus, die sich einstellt, wenn einem Menschen nichts mehr zu hoffen bleibt. Reizner sah, daß er hier kein schweres Spiel haben würde.

Gutzeit hatte die erforderlichen Bücher und Papiere mitgebracht, aus denen hervorging, wie es um ihn stand. Reizner konfertierte zwei Stunden mit ihm und überraschte ihn am Schluß mit einem wohlüberlegten fertigen Vorschlag. Gutzeit blieb nur übrig, abzulehnen oder anzunehmen. Und obwohl er sah, daß er sich damit völlig in die Abhängigkeit von dem anderen begab, nahm er an, da er zu müde war, noch zu kämpfen.

Noch im Laufe des Nachmittags begab man sich zu einem Rotar, bei dem man neuerlich mehrere Stunden Besprechungen hatte. Reizner war frisch und fröhlich und freute sich der Tatkraft, die jäh in ihm aufgeschossen war. Gutzeit war niedergeschlagen und schweigsam und schwang sich nur zu einem bitteren Lächeln auf, als man ihm den Vertrag, in dem er Reizner als seinen Herrn anerkannte, zur Unterschrift vorlegte. Aber er unterschrieb.

Damit war Reizner in den unumschränkten Besitz des Gutzeitischen Geschäftes gekommen, das Sägewerk an der Ostsee, die großen Holzbestände und das Haus Gutzeits gehörten ihm. Gutzeit verblieb als Fachleiter gegen ein bestimmtes Jahresgehalt und gegen eine mäßige Beteiligung am jährlichen Reingewinn im Geschäft. Er hatte das erste Stockwerk seines ehemaligen Hauses im Westen, in das mit Reizner einzog, zu räumen, und es stand ihm frei, eine kleinere Wohnung im dritten Stockwerk zu beziehen.

Als alle Formalitäten erledigt waren, war es Abend geworden, und Reizner, der Gutzeit gegenüber plötzlich einen freundlicheren Ton anschlug, lud ihn ein, mit ihm zu Abend zu essen. Doch Gutzeit lehnte apathisch ab.

Reizner sah ihn an und empfand etwas wie Mitleid mit ihm. „Fühlen Sie sich benachteiligt?“ fragte er ihn.

Doch Gutzeit schüttelte den Kopf. „Nein, ich fühle mich zufrieden,“ antwortete er.

„Zufrieden, nach all Ihren Verlusten?“

„Ja,“ antwortete Gutzeit.

Er blieb stehen, nahm den Hut vom Kopf und strich sich mit den kurzen, fetten Fingern durch die dünnen Haare. Seine Augen hingen an irgendeinem Unbestimmten in den Wolken. „Es gibt etne Gerechtigkeit, Herr Reizner,“ sagte er. „Es ging mir gut, solange ich zu der Frau und zu den Kindern hielt, die mir der Herrgott geschenkt hatte. Seit dem Tage, da ich diese verlassen habe, um einer... andern nachzulaufen, seit diesem Tage geht es mir schlecht. Und seit diesem Tage war ich auch nie mehr glücklich und zufrieden. Aber heute bin ich es. Denn ich sehe, daß es eine Gerechtigkeit gibt.“

Damit drehte er sich um und ging, ohne zu grüßen, davon.

Reizner war erst betroffen, lachte dann aber und dachte: Ein Schwacher, der unter die Räder gekommen ist!

Er ging, um allein zu speisen, denn nach dem großen Erfolg des heutigen Tages hatte er einen rechtsschaffenen Hunger.

8. Kapitel.

In der Ueberjiedlung aus einer Sechszimmerwohnung im ersten Stock in eine Dreizimmerwohnung im dritten Stock drückte sich äußerlich die Veränderung aus, die sich in den Verhältnissen des Ehepaares Gutzeit vollzogen hatte.

Diese neue Wohnung hatte aber noch eine kleine Kammer, wie sie von Dienstmädchen meist als Schlafstätte benützt wird. In diese Kammer ließ sich Gutzeit ein Bett, einen Tisch, einen Schrank, eine Waschgelegenheit und einen Stuhl stellen: sie wurde fortan seine Wohnstätte, während Hilde, seiner Frau und den zwei kleinen Kindern, einem dreijährigen Mädchen und einem einjährigen Knaben, die übrigen Zimmer zur Verfügung standen.

Das Dienstmädchen wurde entlassen. Nur für die größten Arbeiten wurde stundenweise eine Frau gemietet.

In seiner Kammer lebte Gutzeit fortan wie in einem Kerker, in welches er sich als ein verwundetes Tier zurückzog, das den Wunsch hat, zu sterben.

Er hatte es bald heraus, daß der „sachliche“ Vetter nur ein Titel war, und daß er das Snadenbrot ab an dem Tisch eines Menschen, der es ihm entziehen würde, sobald sich der müßige Esser eines Tages nicht mehr gefügig zeigte. Und er ertrug seine Schande wie eine gerechte Strafe, die er für ein Unrecht abbüßte, das er einem anderen Menschen zugefügt hatte.

Je ferner er innerlich und äußerlich seiner zweiten Frau rückte, um so näher kam er in seinem Herzen von Tag zu Tag seiner ersten Frau. Oft dachte er daran, ihr zu schreiben, sie um Verzeihung zu bitten, ihr seine Not und seine Reue zu beichten, ließ dann aber davon ab, weil er es für ein Unrecht hielt, sich auf diese Weise seine verdiente Strafe zu erleichtern. Sein Leid war jetzt seine Freude, die einzige, die er hatte. Und oft dachte er an seinen Tod als an die endgültige Erlösung.

Der neue Herr imponierte ihm zwar nicht, aber er beobachtete es doch mit einer gewissen Bewunderung, wie der es verstand, von seinem Ellenbogen Gebrauch zu machen. Die Kraft, mit der dieser Mensch sich allenthalben Raum schaffte, war im Grunde nur forcierte Rücksichtslosigkeit und ein mangelndes Gewissen. Gewiß, er würde hoch kommen, das sah man schon jetzt, er würde sein Vermögen verdoppeln, verdreifachen, allein er würde auf dem Wege, den er ging, Menschen liegen lassen, die durch ihn gefallen waren. Und die Leichen dieser Menschen würden ihm einmal den Schlaf seiner Nächte rauben. Gutzeit kannte das und empfand ein Gefühl der Befriedigung. Er wußte, daß es eine Gerechtigkeit gab.

Äußerlich scheinbar blind und taub, beobachtete er im geheimen doch seine Frau. Es entging ihm nicht, daß sie mit allem, was an Lebenswillen in ihr war, dem neuen Herrn zustrebte, daß sie diesem, wo immer es sich nur machte, zu verstehen gab, daß sie die Seine wäre, sofern er es nur wollte. Sie umfrieselte ihn wie eine Ratte das Licht, von dem Grausamen, dem Zerstörungstrieb in diesem Menschen zauberisch angezogen, als erschien es ihr als eine Lust, durch dieses Grausame umzukommen.

Sie, die sich nie hatte genug tun können in Ansprüchen, die, um sich schmücken und pflegen, um das Wohlleben einer reichen Frau führen zu können, ohne Bedenken das Letzte aus ihm herausgepreßt hatte, — sie klagte jetzt mit keinem Wort über die Demütigungen, die sie hinnehmen, aber die

Entbehrungen, die sie sich auferlegen mußte, nur weil es ein Brutaler und Starcker war, der sie ihr zusügte. Sie haschte nach einem Lächeln von den Lippen dieses Tyrannen, sie bettelte um ein süchtiges Kopfnicken, um einen hingeworfenen, zerstreuten Blick.

Doch Reizner schien all das nicht zu bemerken. Ober doch: er bemerkte es wohl, aber er beachtete es nicht. Zuweilen warf er Gutzeit sogar Bemerkungen hin, aus denen diesem klar werden sollte, wie es um seine Frau stand. In solchen Augenblicken haßte Gutzeit Reizner tödlich und hätte ihn erschlagen können, denn dieses verächtliche Zurückweisen einer Frau war um vieles schmachvoller, als es der zynischste Ehebruch hätte sein können. Reizner spielte mit ihm, wie er mit der Frau spielte. Ihrer beider Angst war ihm eine Lust. Es war, als küßte er an ihnen eine Rache, die an einem anderen zu nehmen ihm versagt geblieben war.

(Fortsetzung folgt.)

Worin besteht das Glück?

Eine Darlegung von Leo Tolstoi.  
Deutsch von Maria Bessmertny.

„Sie wollen erfahren, worin das Glück besteht?“ begann Tolstoi einst lächelnd eine Unterhaltung mit einem ausländischen Gast. All die mannigfaltigen Deutungen vom unentbehrlichen Glück für jeden einzelnen gründeten sich lediglich auf Lehre und Kenntnis der Welt. Nie verlassen dieserhalb Haus, Hof, Vater, Bruder, Weib und Kind; sie wendeten sich vor der Wahrheit weg und gingen in die Städte, in dem Glauben, daß dort das Glück sei. Reisen sie das Leben in der Stadt nach dem Maße des als Glück betrachteten Begriffes, und sie werden sehen, daß dieses Leben vom Glück weit entfernt ist.

Wenn Sie meine Meinung durchaus hören wollen, welche Bedingungen zum Erdenglück erforderlich sind, so sage ich Ihnen, daß ohne Sonnenlicht, ohne ein Band des Menschen mit der Natur das Glück nicht denkbar ist. Das Leben außerhalb der Stadt, unter freiem Himmel, in frischer Luft, auf dem Lande — das ist die erste Bedingung zum Erdenglück.

Sehen Sie, selbst die Poesie vermag das Glück nicht anders als in einem idyllischen Aesabien, im Schoße der Natur und fern von den Städten zu malen! Sehen Sie nur, wozu die Menschen in der Stadt verurteilt sind! Sie schauen nur Dinge, welche von Menschenhänden gefertigt und in ein künstliches Licht gestellt werden, sie hören die Laute der Maschinen und das Rollen der Equipagen, sie atmen Spiritusgeruch und Tabakrauch, sie essen oft, was nicht frisch, sondern abgetriebenes ist. Nichts gewährt ihnen eine Verbindung mit der Erde, mit den Pflanzen und Tieren. Das ist doch geradezu ein Leben von Gefangenen!

Die Stadt ist nicht, wie man annimmt, die Folge der Entwicklung von Familie und Gemeinde, sondern vielmehr von den Zielen der Eroberung. Man sagt, die Zivilisation entfaltet sich, Maschinen werden in Bewegung gesetzt und alle werden glücklich sein. Sowohl unsere als die frühere Zivilisation wird ihr Ende erreichen und untergehen, weil sie nichts anderes ist, als die Anhäufung niedriger Institute der Menschheit. War die ägyptische, babylonische, assyrische, hebräische, griechische und römische Zivilisation keine solche? Alle gingen sie unter, und den Weg wird auch unsere Zivilisation gehen, weil sie nicht zum Glücke führen kann.

Nicht die Stadt allein ist das Hindernis dafür, sondern auch die Art der Arbeit. Arbeit ist zum Glücke notwendig, aber die freie, verständige, geliebte, physische Arbeit, und nicht die das Gehirn entnervende. Nach dem Lauf und der Lehre der Welt werden die Leute Beamte, sitzen in den Kanzleien, erhalten Geld, lieben sie aber ihre Arbeit und befriedigt sie sie? Nein! Die Langlewige überkommt sie, und die Arbeit wird ihnen unerträglich. Ich möchte wetten, daß nicht ein einziger mit seiner Arbeit zufrieden ist.

Und nun fragen Sie den pflichtigen Bauer, ob er zufrieden ist! Ach, wie zufrieden und mit welcher liebevollem Blick er auf seine schwarzen Erdschollen blickt!

Noch eine Bedingung zum Glück ist — die Familie! Diese ist aber nicht vorhanden, wo der weltliche Erfolg als falsches Glück geschätzt wird.

Widnen diese Männer, diese Frauen eine Familie? Sind sie sich nicht oft zur Last, und Kinder warten auf den Tod der Eltern, um sie beerben zu können!

Ich sage nicht, daß der Mensch, den die Pflicht an die Stadt bindet, alles aufgeben soll. Er mag seine Pflicht zum Bewußtsein bringen, und aus dem Bewußtsein der Pflichterfüllung wird ihm vielleicht ein wenig Glück erwachsen. Unter den ohnverwaltenden Umständen des städtischen Lebens bemühen die Menschen sich vor allem, das zu erreichen, was sie fälschlich als eine Stufe zum Glück betrachten. Jeder ringt und strebt, aber nach dem, was zum wahren Glück durchaus nicht notwendig ist. Hat er eins erlangt, so schreit es ihm wenig, und er quält sich weiter, um immer mehr und mehr zu gewinnen. Man braucht stets mehr und mehr, und das bedrückt die arme Seele derart, daß ihr schon keine Zeit

Abhängigkeit, sich um Erreichung der Wahrheit oder um Erkenntnis des Irrtums zu bemühen.

Indem die Leute eine immer höhere Stufe erreichen, von der sie wännen, daß sie zum Glück führen kann, vereinigen sie auch stets den Kreis der Menschen, mit denen sie in Beziehung treten können. Jede Klasse hat ihre besondere Gesellschaftstellung, während eine freie Beziehung zu den mannigfaltigsten Menschen auch zu den notwendigsten Bedingungen des Glückes gehört.

Ich sage Ihnen, es ist notwendig, daß wir die Bande zwischen uns und der Natur nicht zerreißen, daß wir eine liebame, physische Arbeit, daß wir eine Familie, Gesundheit und einen friedlichen Verkehr mit allen Menschen dieser Welt haben.

Wie läßt sich das ausführen? fragen Sie. Der Bessere Christ folgen! Sie enthält eine tiefe Philosophie und zugleich einfache, klare, praktische Gedanken. Wer für einen Augenblick seine Gewohnheiten aufgeben und einen Seitenblick auf das Leben werfen wollte, der würde bald einsehen, daß alles, was wir zur sogenannten Erhaltung unseres Lebens tun, verkehrte, mühsige Arbeit ist. Wir werden erkennen, daß wir es Armut nennen, nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande zu leben, nicht im Hause zu sitzen, sondern in Wald und Feld zu arbeiten, die Sonne, den Himmel zu sehen, einige Male täglich hungrig zu sein, um mit Appetit ein Stück Schwarzbrot mit Salz zu essen, einen gesunden Schlaf nicht auf weichem Kissen, aber selbst auf einer harten Bank zu schlafen, Kinder zu haben, um mit ihnen zusammen zu leben. Das alles ist nach der weltlichen Auffassung Armut oder Unglück — und doch ist es — das Glück, weil wir dann frei sein werden im Umgang mit allen und nichts tun werden, was wir nicht tun wollen.

Erst lebt der Mensch ein Tierleben. Es ist ihm gleich, wohin er gelenkt wird. Dann kommen die Jahre, wo er zu analysieren beginnt, und wenn er dann denkt, die Wahrheit suchen will, wird er seine krummen Wege zum geraden Winkel brauchen und nicht zur Hoffnungslosigkeit hinabstufen.

Man muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß die unumgängliche Bedingung des Glückes nicht der Mühsigang, sondern die Arbeit ist, daß der Mensch arbeiten muß und daß das Feiern ihm schwer und langweilig wird.

Man muß überzeugt sein, daß der Arbeitende stets erndtet werden wird. Hauptächlich muß man sich zur Liebe erziehen und auf dem sich geebneten Wege dem Nächsten das wünschen, was man für sich selbst wünscht. Das allein führt schon zum Segen. Bei der gegenwärtigen Lebensweise werden noch viele, viele Tausende lange fragen: O, Glück, wo bist du?

### Der Blinde.

Von Vizefeldwebel Walter Jensen.

Er kam mir im Vorraum seiner Wohnung entgegen, mit seinem Stod behutsam tastend, der alte Freund, mit dem ich in früheren Jahren so ausgelassen getollt und die vielen lieben Dummheiten begangen hatte.

Damals! — Wie war er schön damals, mit dem energischen klugen Kopf, der stattlichen Gestalt und dem wachenden Haar! — Von einer Unbekümmertheit hatte er sein Können, die Innensicht durchsichtig war, so daß sogar seine Mutter oft mitten im Schelten lachen und ihn küssen mußte.

Ganz merkwürdig waren seine Augen gewesen: beim Tageslicht hell und strahlend, erschienen sie bei künstlichem Licht dunkel und bläulich. Nie habe ich die Farben dieser Augen bestimmen können.

Jetzt hatten sie ihr Leuchten eingebüßt. Wie es gekommen, wußte er selber nicht. Seine Mutter hatte mir zuerst das Schreckliche geschrieben: Er hatte schon den feinfachen Drahtverband hinter sich gehabt, da habe er einen Schlag wie von einer derben Ohrfeige gespürt und es sei Nacht um ihn geworden.

Das war vor vielen Monaten gewesen. — Nun stand er vor mir, betastete mich und sagte bloß: „Da bist du ja!“ Ganz ohne Leid und ohne andere Erregung als die freundliche, die wir stets beim Wiedersehen lieber Freunde empfinden. Und ich hatte mir schon ausgedacht, wie ich ihn gut zurechen, wie ich ihn trösten könnte, wenn bei der ersten Begegnung der Jammer losbräche. Nun stand ich da, fast erschüttert; das einfachste Wort der Begrüßung viel mir nicht ein, ich blieb stumm, indes mich seine Mutter zum Eintreten nötigte. Ich vergaß auch den Niedertrauf, den ich mitgebracht hatte, zu überreichen und befiel ihn in der Hand. Da sagte er: „Danke auch für den Niedertrauf! Du darfst also noch daran, daß er mir lieb ist?“ Nun fand ich endlich Worte, die seiner Mutter erzählten, daß er in dem Mainhöfchen, in dem wir zwei Jahre zusammen gehaust hatten, alle Niederbüsche zu plündern pflegte. „Gott sei Dank!“, scherzte mein Freund, „er kann noch noch reden! Ich dachte schon, er sei stumm geworden, wie ich Blind.“ Daß er so über sein Gebrechen scherzen konnte, ließ mich vor Ueberraschung fast wieder verstummen. — — — Dann erzählte mir der Blinde, wie sie ihn jüngst hätten bereden wollen, Meister Thomas Dorfgeiger zu verkaufen, weil er ja nun doch das Bild nicht mehr genießend schauen könne. „Dies Bild, das man ebenso hören als sehen kann!“, sagte er und deutete die Richtung an, in der es hing.

Mittlerweile hatten wir einen kleinen Imbiß zu uns ge-

nommen und wir wollten noch ein wenig spazieren gehen, mein klauer Freund und ich. Sorgenvoll schaute die Mutter auf; zum ersten Male sei es, daß ein anderer Arm als der ihrige den Sohn leiten sollte. Ihr Arm allein habe ihm bis jetzt seine Augen erjezt. Doch fühlte sie, daß wir uns viel zu sagen hatten, dieses auch, wobei ihre Gegenwart händelich gewesen wäre. Ueberdies verprachen wir, bald zurück zu sein. So ließ sie uns gehen.

Die Kasanien waren am Blühen. Steil und weiß standen die Blütenferzen in die Höhe, von plumpen, tollpatschigen Markläfern umsummt. Ein leiser Wind strich durch die Blüten, und mir war es, als ob sie sich dem Winden meigten, um durch dies seine webende Geräusch ihm zu erzählen, daß Mai sei und alles sich der Sonne entgegenredete.

Und eine Frage war in mir, die sich nicht von den Lippen lösen wollte: die Frage nach der Eien, die er mir einst hier unter den Kasanien voll Stolz als seine Braut gezeigt hatte. Als vorhin die Mutter gesagt hatte, es sei das eriemal, daß ein anderer Arm als ihrer ihres Sohnes Auge sei, da war mir ein schwerer Gedanke aufgebrochen. Der lastete auf mir, daß ich den Namen nicht zu nennen wagte. Schweigend gingen wir. — — —

„Jolanthe?“, sagte er nach einer Weile, „ja, das ist das einzige, was auch heute noch schmerzt!“ — Seine Lippen zuckten. „Ich suchte Liebe und fand — Mitleid. Da ließ ich sie...“ Enger presste sich sein Arm an meinen und lange schwiegen wir.

Wir waren noch eine tüchtige Strecke so weitergegangen, da wurde plötzlich sein Arm in meinem. „Ihr Schritt!“, rief er unterdrückt zwischen den Zähnen hervor und zitterte. Dann stieß er sich, fuhr mit der Hand über die Stirn und bat: „Komm nach Haus!“

In der Biegung der Allee sah ich eine schlante Mädchengestalt in Verlegenheit rasch sich wenden und die Richtung einschlagen, aus der sie gekommen war.

### Vermischtes.

\* Die Totenuhr. (Zum Totenonntag, 26. November.) Im Leben der Menschen spielen seit jeher Todesahnungen, Todesboten, Todeshoffnungen, Todesprophetieungen und Todesorakel eine hervorragende Rolle. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art ist das bekannte regelmäßige Klopfen, dem man den urheimlichen Namen Totenuhr beigelegt hat. Für ein erregbares Gemüt und etwa gar für einen Kranken mag es eine schauerliche Sache sein, wenn er in dunkler Nacht einsam wachend auf seinem Lager liegt, das regelmäßige Klopfen, das zu solcher Zeit recht vernehmlich klingt, hören zu müssen, ohne den Urheber zu sehen, und ohne die Ursache genau zu kennen. Die Wissenschaft hat und müßte längst die Aufklärung über die urheimliche Erscheinung gebracht. Das regelmäßige Klopfen wird nämlich durch einen zur Kamille der Holzbohrer (Xylophaga) gehörenden Käfer, den Klopfer oder Holzläufer Anobium vertandy hervorgerufen, dessen Larve im Holz, besonders in dem der Möbel, lebt. „An Abend hörten die Schwedern, heid' aneinandergeknüttelt, wie die Totenuhr in der Kammer pickerte...“, heißt es in dem Gedichte Hölstös „Der arme Wilhelm“. Das Wort „pickern“ bedeutet hintereinander picken oder ticken, wie eine Taschenuhr. Viele Romanschriftsteller und Erzähler lassen sich auch heute nicht das wirkungsvolle Orakel entgehen, wonach das von dem kleinen Insekt hervorgebrachte Geräusch den Tod eines im Hause krank Liegenden Bewohners anzeigen soll. Im Grunde genommen aber, so schreibt uns ein Mitarbeiter, ist es ein irreführendes Bild, ein an das Ticken einer Uhr gemahnendes Geräusch zu einem Todessymbol zu machen, denn das Ticken einer Uhr bedeutet ja gerade umgekehrt das Leben und ihr Stillstand den Tod. In diesem Sinne verwenden wir ja auch zur Bezeichnung des Sterbens die Redensart „Die Uhr ist abgelaufen“. Vielesich, namentlich auch in wissenschaftlichen Werken, begegnet man der Ansicht, dieses Holzbohrer-Orakel müsse erst der neueren Zeit entstammen, seit der die Taschenuhren bekannt sind. Diese Ansicht ist aber nicht richtig, oder vielmehr, sie hat nur in bezug auf den Namen „Totenuhr“ Geltung. Vielesich nennt man z. B. den Holzläufer in Bayern „Dengelmann“ — das ist der Tod, der seine Sense dengelt — aber auch „Grabschmeißler“. In anderen Gegenden unseres Vaterlandes hört man in dem durch den Käfer verursachten Geräusch das beim Zunahehen eines Sarges ertönde Klopfen oder das Boden des Todes mit einem Hammer an die Haustür. Nur Auszug des Mittelalters erließ die Regierung von Luzern ein „Besmandat“, das den Bürgern gebot, auf das Meiserste gefaßt zu sein, „daß wann der Herr gan Kopfe kommt, der Mensch gerüst (gerüstet) sin und sich in sin erfordern ergebe...“ Früher nahm man auch in wissenschaftlichen Kreisen an, das Geräusch werde durch das Ragen der im Holz bohrenden Larve verursacht, die durch das Boden untersuchen wolle, wie dick die Holzschicht sei, die ihren Vohrgang nach von der Luftwelt trenne. Es ist aber heute erwiesen, daß das Klopfen keineswegs von der Larve, sondern vielmehr vom Käfer, und zwar sowohl vom Männchen wie vom Weibchen ausgeht. Der Käfer sitzt dabei innerhalb oder wohl auch außerhalb seines Ganges in halbaufrechter Stellung, hat die Fäßer und das vordere Beinpaar dicht angezogen und schlägt mit dem Kopfe und dem Vorderende seines Halschilbes von unten nach oben gegen die Decke seines Dunels oder gegen einen anderen in seinem Bereich befindlichen Gegenstand, gegen eine lockere Tapete oder sonst dergleichen

den. Das Klopfen verfolgt den Zweck, die Geschlechter zusammenzuführen, und man kann die Käfer, wenn man das Geräusch geräusch nachahmen versteht, dadurch anlocken. Ein Forscher erzählt, die Käfer seien bis auf feinen Schweiß gelockt worden, wenn er auf dessen Blatte mit einem harten Gegenstande in geeigneter Weise geklopft hätte. Der Zweck des Klopfens hat also mit dem Tode nicht das geringste zu schaffen, sondern dient vielmehr der Lebenserhaltung und der Fortpflanzung der Art. Die einzige Beziehung zwischen dem Dorschfäher und einer Lebensveränderung stellt sein ihm von Hanns verlebener zoologischer Name „Anobium pertinax“ her, der wörtlich das „hartnäckige leblose Wesen“ bedeutet und auf die Eigenschaft des Käfers Bezug nimmt, sich bei Verührung hartnäckig tot zu stellen, eine Fähigkeit, die ihm auch den Beinamen „Tropfopf“ eingetragen hat, die aber mit der der Totenruhr zugrunde liegenden Vorhaltung gewiß nichts zu tun hat.

**Büchertisch.**

Soeben erschienen: Ludwig Reeg, Der Heimweg. Verlag C. S. Beck, München. Preis 3 Mark. — Das ist die machtvolle Lebensfrage, zu der die beiden früheren Bücher Reegs „Von den tiefen Wirklichkeit“ und „Das verborgene Leben“ hinführen wie zart und doch bestimmt einführende Präudien. Erlingen in neuen früheren Dichtungen die Melodien des inneren Lebens jede für sich, wie die Fieber des Walters und, wie diese, freigelegt über dem Persönlichen schwebend, so schreiten die Motiven des neuen Wertes im Schritt des Dramas; wenn nicht der Form, so doch dem Wesen nach ist „Der Heimweg“ ein Drama der Seele, des inneren Werdens der Persönlichkeit im Kampf mit den Lebensmächten. Die einzelnen Gesänge schließen sich zum Lebensbild zusammen; jede neue Lebensstufe wächst mit innerer Notwendigkeit aus der früheren hervor; erschütternd wird es spürbar: Hier dichtet das Leben selbst! — Wohl tritt das Individuelle kräftig und lebendig in dieser Dichtung hervor, doch es ist nur Durchgang zur Vollendung — und so zuletzt nur Sinnbild — des ewigen Menschenwesens. Fragt einer, was solch ein Buch uns zu geben habe in der Not der Gegenwart, so möchte man ihm antworten: Eine neue Sehnsucht und eine neue Genossenschaft!

Die Opferchale. Roman von Ida Dob-Eb. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Gehftet 4 Mark. — Ida Dob-Eb hat sich zu diesem neuesten Roman von den gewaltigen Erscheinungen und Begehnissen unseres Weltkrieges anregen lassen. Und doch ist es kein „Kriegsroman“ im allgemeinen Sinne. Wohl tönt alles Große und Grauenhafte dieses Krieges gewaltig durch das Buch, aber es klingt doch nur von ferne hinein in all die Menschenchicksale, die es tief und erschütternd berührt. So lebensvoll und wahrheitsmütig die Männer dieses Buches geschildert sind, die fast alle zu Helden werden, in Wahrheit gebört es den Frauen, schildert es mit einem von dichterischem Empfinden verklärten, tiefen Verständnis das Erleben der Frauenseele in diesen schweren und doch unvergleichlich großen Tagen. So muß man denn auch vor allem von den Heldinnen dieser an sich stillen und innerlichen Geschichte sprechen, von denen, die da entschlossen und willenshaft oder fast der Verzweiflung erlösend nach schwerem Kampf alles, was sie an wahren oder vermeintlichem Glück besaßen, in die Opferchale legen.

Helene von Mählan: Die Abenteuer der Japanerin Kollilee. Roman — Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. — Preis geb. 5 Mark. — Ein Abenteuerroman — doch nicht nach der alten Schablone, wie ihn etwa Jules Verne gegeben hat; nichts Unwahrscheinliches, nichts Unmögliche enthält diese Geschichte. Sie ist aus dem Leben geschöpft, aber aus dem bei uns so unbekanntem Leben einer uns wesenstremden Rasse. Wie die vornehme Japanerin, die Tochter des hohen Staatsbeamten, lediglich um ihrem Vaterlande zu dienen, in der Zeit kurz vor dem Kriege, den Japan natürlich kommen sah, da sein Bundesgenosse England ihm die nötigen Waffe gegeben hatte, im Interesse der zukünftigen Entwicklung als Spionin in unsere Südpazifikkolonien geht und dort zum ersten Male deutsches Wesen auf sich wirken läßt, wie sie ihm unterliegt, und wie das Menschliche das Politische besiegt, ist von Helene von Mählan mit großer Anschaulichkeit und feiner Stimmung geschildert. Die schwüle Atmosphäre vor Ausbruch des Krieges bis zu dessen Beginn, das Leben und die Arbeit in unserer schönsten Kolonie, die herrliche Landschaft, die mit glühenden Farben hingezaubert ist, endlich der heroische Widerstand der kleinen Besatzung und ihre unausbleibliche Niederlage bilden den äußeren Rahmen des Sockelgemäldes. Denn ein solches ist dieses farbenreiche Buch, das uns die Seele einer fremdtrassigen Frau enthüllt.

Neuerscheinungen von Reclams Universal-Bibliothek in neuer Ausstattung. (Verlag Pbl. Reclam jun., Leipzig.) — Frankreichs Schicksale im Jahre 1870. Aus dem Nachlaß des Grafen Gobineau. In autoris. Uebers. von Rudolf Schöbber. — Sechs Monate Westfront. Feldzugserlebnisse eines Artillerieoffiziers in Belgien, Nordbrabant und der Champagne. Von Walter Reinhardt. — Mirabella und andere Novellen. Von Lotte Guballe. — Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817. Kurze und wahrhaftige

Beschreibung des großen Wartburgfestes auf der Wartburg bei Eisenach. Von Hans Ferdinand Wasmann. Nebst Reden und Liedern. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Raimund Steinert. — Der Weltkrieg 1914/17. Gesammelte Berichte von Generalmajor v. Voebell. 4. Band: Von Beginn 1916 bis zum Ausbruch des rumänischen Krieges, Ende August 1916. — Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Von Johannes Scherr. Mit einem Bildnis des Verfassers und einer Einleitung von Dr. Max Wendheim. 1. Band.

Das neue Deutsche Postrecht, enthaltend Postordnung für das Deutsche Reich vom 28. Juli 1917 mit erläuternden Anmerkungen sowie Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reiches nebst der Postnovelle, erläutert durch die Rechtsprechung bis in die jüngste Zeit, beide Ausgaben mit einem ausführlichen Sachregister und einem Tabellenanhang über das Postgebührenwesen von Dr. jur. H. S. Koeder, Berlin. Preis 4 Mark gebunden. Industrieverlag Spaeth & Lunde, Berlin C 2.

**Gießener Hausfrauen-Verein.**

**Kochanweisungen.**

Erbsenpudding. 200 Gramm weiße Bohnen, 2 1/2 Pfund Schnittbohnen, 100 Gramm Gerstenflocken, 2 Pfund Kartoffeln, Salz, Zwiebeln, Petersilie, Bohnenkraut, etwas Fett. Die Bohnen werden über Nacht eingeweicht, angekocht und 2-3 Stunden in die Kochflüssigkeit gestellt. Die Bohnen (es können Salzbohnen sein) werden in Fett oder in Ermangelung dessen mit in Milch aufgelösten Suppenwürfeln gedünstet und mit den Gerstenflocken den kochenden Bohnen beigelegt. Ebenso die in Scheiben geschnittenen Kartoffeln. Eventuell reife man noch eirige rohe Kartoffeln dazu. 15 Minuten ankochen. 2 Stunden Kochflüssigkeit. Vor dem Anrichten mit Petersilie und etwa noch fehlendem Gewürz abschmecken.

Kartoffelsuppe mit Buttermilch. Geschälte, in Würfel geschnittene Kartoffeln werden in Salzwasser weichgekocht, die Buttermilch unter beständigem Rühren hinzugegeben. Das Ganze nur heiß werden lassen.

Sahnehäus von Fisch. 3 Pfund Kartoffeln, 1/4 Liter Brühe oder Wasser, 70 Gramm Fett, 1 Borbeerblatt, 1 Zwiebel, Salz, Pfeffer, Mehl von übriggebliebenem Fisch, auch Klipp- oder Stockfisch. Der Fisch wird in kleine Würfel geschnitten, ebenso die Zwiebel. Die gargekochten Kartoffeln werden geschält und gehampft. Das Fett wird in einem Kochtopf getan, die Zwiebel darin geröstet, dann werden Kartoffeln, Fisch und Gewürze dazugegeben. Das Gericht wird auf dem Herd noch einmal recht heißgemacht. Schmeckt sehr gut mit Salzgurken.

Kriegsg Gebäck. 2 Eier, 2 Eier schwer Zucker, 2 Eier schwer Mehl. Zucker und Eier eine halbe Stunde rühren, das Mehl dann untermischen. Mit Toastbrot auf ein gestrichenes Blech setzen und heiß backen.

**Bezierbild.**



Wo ist der deutsche Porchpoien?  
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Homogramms in voriger Nummer:

R	B
R a d i u m	
d o r n	
i r i s	
B u n s e n	
m	n